

Stimmt es, dass ...

... wir unsere Gegenwart nur noch medial erfahren?

Kein Zweifel: Allenthalben ist unser Tun heutzutage mit Apparaten verbunden. Wir leben in Verhältnissen, in denen unser Bezug zur (Um-)Welt durch Vermittlungsinstanzen geprägt ist. Wir bewegen uns in Situationen, in denen ständig Phänomene präsent werden, die räumlich oder zeitlich von unserem leiblichen Hier und Jetzt entfernt sind. Wir treffen auf Gegebenheiten, in denen die Unterscheidung zwischen faktischem, fiktivem und möglichem Geschehen häufig schwerfällt. Jüngstes Beispiel: Am 1. Juni 2007 lief im niederländischen öffentlich-rechtlichen Fernsehen eine Realityshow, bei der sich drei Kandidaten um die Niere einer todkranken Frau bewarben; das Publikum sollte per Abstimmung entscheiden. Zwar entpuppte sich die Sendung als Inszenierung, die vermeintlich Todkranke als Schauspielerin, doch um eine reine Fiktion handelte es sich nicht – die Kandidaten warteten tatsächlich auf eine Niere. So blieb ein Unbehagen. Die Absicht, auf das Problem fehlender Spenderorgane aufmerksam zu machen, bediente sich einer medial erzeugten Erfahrung, die auch gültig sein sollte, wenn ihre konkrete Erscheinung sich als nur inszeniert erwies.

Tote werden lebendig

Nun ist das Spiel mit der (Nicht-)Unterscheidung von Realem und Imaginärem nichts Neues. Seit je her operieren Medien mit der Illusion, nicht nur die Wirklichkeit darzustellen, sondern sie sich und sich ihr anzuverwandeln. In der Antike erzählte man von dem Wettkampf zwischen Zeuxis und Parrhasios: Der eine malte so naturgetreu Trauben, dass Vögel herbeiflogen, der andere einen Vorhang, so dass Zeuxis selbst verlangte, man möge endlich den Blick auf das Bild freigeben. Im Mittelalter reizte die Idee, in einer durch Bilder oder Texte angeregten Meditation am Passionsgeschehen teilhaben zu können. In der frühen Neuzeit faszinierten Trompe-l'œil und Spiegelmaschinen. In der Goethezeit pflegte man «halluzinatorische Lektüren», in denen die Lesenden ganz in den literarischen Welten aufgingen. Erst recht dann die neuen Medien des 19. und 20. Jahrhunderts: Die Daguerreotypen lösten in ihrer Plastizität bei den Betrachtern *den prickelnd-unheimlichen Eindruck* aus, von den Personen im



Illustration Azko Toda Mendel

Bild angeblickt zu werden. Phonographische Aufnahmen machten die Toten unter den Lebenden präsent. Das Kino begeisterte, indem es in einer Black Box die Zuschauer in ein Universum der Bilder, Bewegungen und Töne eintauchen liess. Das Radio lockte mit der Suggestion, eine Gemeinschaft der Mit(er)lebenden und eine unmittelbare Verbindung mit anderen Welten herzustellen – bis hin zu jener berühmten Ausstrahlung des Hörspiels «War of the Worlds» am 30. Oktober 1938, die für viele Zuhörer trotz Rahmenkommentaren zur realen Bedrohung wurde.

Kult der Illusion

Einerseits liegt also die heute fassbare Medialisierung unserer Erfahrung auf der Linie einer ihre Präsenz- und Realitätseffekte stetig steigernden Medienentwicklung. Andererseits beruht sie auf grundlegenden Verschiebungen. Betrafen die erwähnten Konstellationen einzelne Medien, die immer grössere Massen erreichten, so geht es heute um vielfältige, verschaltete Medien, zwischen denen immer mehr einzelne Nutzer hin- und herwechseln. Waren es früher herausgehobene Ereignisse, in denen sich die mediale Macht manifestierte, so sind es heute alltägliche, soziale, politische Situationen, in denen das, was wir erfahren, nicht zu lösen ist von den Medien, in denen wir es erfahren. Doch wäre es verfehlt,

daraus zu folgern, Medien würden unser Denken, Empfinden und Handeln völlig determinieren. Nicht nur zeigen konkrete Untersuchungen etwa zu Phänomenen der Gewalt, dass Wahrnehmung und Ausübung durch vielerlei Faktoren miteinander verbunden sind, auch gibt es grundsätzliche Einwände gegen die Idee eines Medienuniversalismus: Erstens ist die Rede von Medialem nur sinnvoll in Bezug auf ein Nicht-Mediales, das mit diesem nicht identisch wäre: eine Wirklichkeit, die von medialen Wirklichkeiten beispielsweise durch ihre höhere Konsenspflicht unterschieden wäre. Zweitens erzeugen Medien nicht einfach Effekte, in denen sie sich selbst unsichtbar machen, sie stellen sich selbst immer wieder in ihrer Wirkung aus. Live Performances kultivieren nicht nur die Illusion des Realen, sie markieren sie auch als solche. Drittens transportieren Medien immer auch eine geschichtliche Dimension: In den Materialien, die sie benutzen, und den Inhalten, die sie übermitteln, sind sie selbst geprägt von der Zeit, aus der sie kommen. Viertens begegnen einem Medien nie als einfache, sondern immer als komplexe. Sie besitzen Schnittflächen zu anderen Medien und Wechselwirkungen mit anderen Institutionen und geben so ihre eigene nicht universale, sondern relationale Stellung zu erkennen.

Das heisst: Auch wenn wir unsere Gegenwart (mehr und mehr) medial erfahren, ist die mediale Dominanz keine totale. Umgekehrt aber: Das Authentische findet sich nicht irgendwo jenseits des Medialen – dort, wo keine Anschlüsse sind und keine Strahlen empfangen werden. Die Erfahrung unserer Gegenwart liegt immer sowohl im Medialen wie quer zu diesem. Es ist die Aufgabe kulturwissenschaftlicher Forschung, diese Paradoxie historisch wie systematisch zu beschreiben.

Christian Kiening

Christian Kiening ist Ordinarius am Deutschen Seminar der Universität Zürich und Direktor des Nationalen Forschungsschwerpunkts «Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven». Im Oktober 2007 hat er im Chronos Verlag, Zürich, einen Band «Mediale Gegenwartigkeit» und (zusammen mit Ulrich J. Beil) eine reichbebilderte Neuausgabe des Klassikers der Filmgeschichte «Expressionismus und Film» von Rudolf Kurtz (1926) publiziert.